Sonder-Abdruck aus den Verhandl. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. 1889. Heft 6.

Herr Dr. F. Boas: Über seine Reisen in Britisch-Columbien.

(1. Juni 1889.)

Ich beabsichtige Ihnen heute Abend in kurzen Worten über meine Streifzüge und Beobachtungen an der nordpacifischen Küste Amerikas, speziell in Britisch-Columbien zu berichten. Ich besuchte diese Gebiete um Studien über die Eingeborenen zu machen und Sie müssen es daher dem Zwecke meiner Reisen zu Gute halten, wenn Beschreibungen aus dem Leben der Indianer einen ungebührlich grofsen Teil meiner Schilderungen einnehmen.

Seit der Vollendung der nördlichen und kanadischen Pacificbahn ist Britisch-Columbien leicht zugänglich geworden und die landschaftliche Schönheit des Landes zieht alljährlich einen Strom von Vergnügungsreisenden an, welche die zugänglichen Teile des Felsengebirges, die Selkirks oder die malerische Küste besuchen. Trotzdem bietet das genannte Gebiet noch ein weites Feld für den Forscher, denn weder die Topographie, noch der geologische Bau, weder Flora und Fauna, noch die Bewohner der ungeheuren Gebirgsmasse sind genügend bekannt.

Die Eisenbahn führt uns bis zur Küste und alsdann wird nach kurzer Seefahrt die Hauptstadt der Provinz, Victoria, erreicht, welche auf der Südostspitze von Vancouver Island gelegen ist. Lassen Sie uns zunächst einen Blick auf das Küstengebiet werfen. Von Victoria schweift der Blick über die schneegekrönten Gipfel der Olympian Range, welche die Südseite der Fuca-Strafse bilden. Im Osten erblickt man die schönen Linien des Mount Baker und gen Norden und Süden öffnen sich Zugänge zu den vielgewundenen Wasserstrafsen der Küste. Während weiter im Süden die pacifische Küste Amerikas in fast ungebrochenem Zuge unzugänglich dahinstreicht, bildet sie hier ein kaum entwirrbares Netz von Kanälen und Fjorden. Von der Südspitze Britisch-Columbiens bis weit nach Alaska bilden zahllose Inseln ein enges, geschütztes Fahrwasser, durch welches das Schiff wie auf einem Flusse entlang gleitet. Nur an wenigen Stellen ist der Kranz der Inseln lichter und die wogende See bespült den Fufs des Festlandes. Im äufsersten

Süden schliefst die Insel Vancouver, welche in ihren mittleren Teilen Höhen von 3000 m erreicht, ein langgestrecktes Binnenwasser ab. Weiter im Norden streichen eine grofse Zahl mäfsig hoher Inseln parallel mit der Küste und bilden enge Kanäle und Becken. Überall fällt das Küstengebirge steil zum Meere hin ab und der Reisende erblickt von der See aus schöne schneegekrönte Zacken und Hörner. Enge Fjorde mit steilen Wänden schneiden tief bis in das Herz des Gebirges ein. In das obere Ende der Fjorde ergiefsen sich Flüsse, die zum Teil ihre Gewässer durch unzugängliche Schluchten dahinwälzen, zum Teil auch gangbare Pässe ins Binnenland bilden. Bekanntlich dehnt sich hier östlich vom Küstengebirge ein seenreiches Plateau von mäfsiger Höhe aus. Infolge der eigentümlichen Gebirgsbildung ist der Verkehr zwischen der Küste und diesem Gebiete auf wenige Wege beschränkt. Im Süden bildet der Fraser River eine alte Verkehrsader. Ehemals führte ein wohlerhaltener Saumpfad an den steilen Hängen des brausenden Flusses entlang, während jetzt die Eisenbahn das Thal hinabführt. Weiter im Norden windet sich ein Pfad durch die finstere Schlucht von Bute Inlet, doch ist derselbe nur mit Mühe und Gefahr zu betreten. Ein lebhafterer Verkehr zwischen Küste und Binnenland ist am Bella Coola Flusse möglich, welcher das Thal des oberen Fraser River mit der Küste verbindet. Endlich gestatten noch der Skina und Stikin River den Zugang in das Innere. So verbinden nur vier Strafsen die langgestreckte Küste mit dem Innern und infolge dessen bildet dieselbe wirtschaftlich und geographisch ein in sich geschlossenes Gebiet, das wenig gemeinsames mit dem Innern des Landes hat.

Der südliche Teil des letzteren, das Hochland zwischen den Selkirks und dem Küstengebirge gehört noch zu den niederschlagsarmen Teilen der westlichen Hochflächen Nordamerikas. Die Flüsse sind tief in die Geschiebemassen eingeschnitten, welche die Thäler erfüllen. Ackerbau ist nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung möglich, doch hat sich hier eine bedeutende Viehzucht entwickelt, deren Zentrum in der Umgebung des Kamloops See gelegen ist. Die höher gelegenen Gebiete sind mit Wald bestanden, welcher weiter im Norden, wo die Niederschläge reichlicher werden, an Dichtigkeit und Ausdehnung zunimmt. Ein Stück fruchtbaren Landes dehnt sich hier am östlichen Fufse des Küstengebirges vom Fraser River bis zum Skina aus. Das Klima dieses Hochlandes ist durchaus kontinental, mit kurzen, heifsen Sommern und kalten Wintern. Die Besiedelung beschränkt sich auf die goldführenden östlichen Randgebirge und den südlicheren Teil der Ebenen.

Die Bodenbeschaffenheit und das Klima der Küste weichen wesentlich von denen des Binnenlandes ab. Das Land ist felsig und überall so steil, dafs wenig anbaufähiger Boden zu finden ist. Das Klima ist gleichmäfsig, mit kühlen Sommern und milden Wintern. Der äufserste Rand der Küste gehört zu den regenreichsten Gebieten Nordamerikas.

Daher ist das Land von undurchdringlichen Urwäldern bedeckt, deren Hauptbestandteile die Douglas-Fichte und die alaskische Ceder bilden. Nur in dem Alluvium der Flüsse findet sich fruchtbarer Boden, welcher aber fast überall ebenfalls mit Urwald bestanden ist, der dem Ansiedler grofse Schwierigkeiten in den Weg legt. Der südliche Teil von Vancouver Island und das Delta des Fraser River sind klimatisch für den Bau von Hafer, Gerste und Hopfen wohl geeignet, während die dem Ozean unmittelbar zugewandten Gebiete einen zu feuchten und kühlen Sommer haben, um je Getreide produzieren zu können. In den nördlichen Teilen der Provinz ist der Sommer so nafs, dafs nicht einmal Kartoffeln erfolgreich gebaut werden können. Daher beschränken sich die urbargemachten und dichter besiedelten Landstreifen auf die Ufer des Golf von Georgia. Heute besitzt das Küstengebiet Britisch-Columbiens vier Städte, von denen jede einem anderen Erwerbszweige ihre Bedeutung verdankt. New-Westminster im Delta des Fraser River ist das Zentrum des ackerbauenden Festlandes und zugleich der grofsartigen Lachsfischereien des Fraser River. Victoria, die Hauptstadt der Provinz, verdankt seinen Aufschwung den Goldentdeckungen in Britisch-Columbien. Es ist bis heute der Sitz des Handels mit den Vereinigten Staaten; der Import und Export der Provinz hat hier sein Zentrum, indem die Fischereien der Nordküste hier ihre Niederlagen haben und der bedeutende Handel mit den Eingeborenen von hier seine Vorräte bezieht. Durch eine kurze Eisenbahn mit Victoria verbunden ist das Bergwerkstädtchen Nanaimo, das seine Existenz den bedeutenden Kohlenminen verdankt. Es ist eine wichtige Kohlenstation des nordpacifischen Ozeans und ein lebhafter Export findet nach San Francisco statt. Nördlich der Mündung des Fraser River ist seit Vollendung der Pacific-Bahn die Stadt Vancouver entstanden, welche den Transitverkehr durch Britisch-Columbien besorgt. Von dort aus gehen Dampferlinien nach Ostasien und von dort aus wird das geplante Kabel nach Australien geführt werden. Der nördliche Teil der Küste ist fast gänzlich unbesiedelt. Hier und da finden sich Lager von Holzfällern und kleine Sägemühlen. An den bedeutenderen Strömen sind Lachsfischereien und zugleich Lachskonservenfabriken eingerichtet und in einzelnen Indianerdörfern wirken Missionäre mit gröfserem oder geringerem Erfolge. Neuerdings werden Versuche gemacht die nördlicheren Teile der Kohlenlager auszubeuten. Dieselben erstrecken sich von Nanaimo aus längs der östlichen Küste von Vancouver Island und treten weiter im Norden wieder auf den Königin Charlotte-Inseln auf. In abbauwürdiger Mächtigkeit wurden sie bis jetzt in Comox und auf den Königin Charlotte-Inseln gefunden. Die Fischereien beschränken sich bis jetzt wesentlich auf den Lachsfang, doch enthält der See einen ungemeinen Reichtum von vortrefflichen Fischen, welcher im Verlaufe weniger Jahre eine Quelle des Reichtums für die Provinz werden wird. Neuere Untersuchungen

haben erwiesen, dafs die nordpacifischen Fischbänke an Reichtum die von Neufundland übertreffen und es sind bereits erfolgreiche Versuche gemacht worden, pacifische Fische in die Staaten des Mississippi-Gebietes einzuführen.

Nach diesem kurzen Überblicke über die Verhältnisse des Landes wende ich mich zur Besprechung der eingeborenen Bevölkerung. Die Gesamtzahl der Indianer Britisch-Columbiens wird auf 38000 geschätzt, von denen bei weitem die gröfsere Zahl an der Küste wohnen, so dafs daselbst ihre Gesamtzahl die der Weifsen überwiegt.

Dem Fremden, welcher zum ersten Male nach Victoria kommt, fällt die grofse Zahl der Indianer, die in der Stadt leben, auf. Auf Schritt und Tritt begegnen sie uns, meist nach europäischer Sitte gekleidet, die Männer als Hafenarbeiter, Handwerker oder Fischverkäufer, die Frauen als Wäscherinnen und Arbeiterinnen beschäftigt, oder auch unthätig auf den Strafsen umherlungernd. Es sind gedrungene Gestalten, die uns hier entgegentreten, von sehr heller Hautfarbe, mit stark vorspringenden Backenknochen, straffen, kurzgehaltenen schwarzen Haaren und dunklen Augen. Ihr Typus erinnert so sehr an den ostasiatischer Völker, dafs in ganz Britisch-Columbien die unausrottbare Ansicht obwaltet, sie seien unmittelbare Abkommen verschlagener japanischer Schiffer.

Eine Wanderung in die Vorstädte Victorias führt uns in das Stadtviertel, welches ausschliefslich von Indianern bewohnt wird, wo sie in ärmlichen, schmutzigen Holzverschlägen, oder gar in leichten Zelten hausen. Besuchen wir abends die Indianervorstadt, so finden wir die Bewohner meist in fröhlicher, geselliger Unterhaltung. Freunde werden bewirtet, man unterhält sich von den Tagesereignissen oder von der fremden Heimat und lustiger Sang ertönt. Die Indianer, welche hier dicht beisammen wohnen, gehören all' den verschiedenen Sprachstämmen der Küste an. Da sie aufserdem des Englischen nicht mächtig sind, so unterhalten sie sich in einer Mischsprache, dem Chinook, in welchem die Unterhaltung leicht dahinfliefst. Der Reisende, welcher in Britisch-Columbien die vielbetretenen Touristenpfade verläfst, ist ganz auf dieses Mittel des Verkehrs angewiesen.

Doch in Victoria ist nicht der Ort, den Indianer kennen zu lernen. Wir müssen ihn in seiner Heimat aufsuchen, wo er unbeeinflufst von europäischer Zivilisation gemäfs seinen alten Sitten und Bräuchen lebt. Nur wenige Handelsposten, Missionen und Fischereien finden sich an den nördlicheren Teilen der Küste und dieselben üben zumeist keinen sehr tiefgreifenden Einflufs auf die Indianer aus. Die Fischereien der Küste werden alle mit Hülfe von Indianern betrieben. Der Besitzer ist zugleich Händler, von dem die Eingeborenen ihre Bedürfnisse an europäischen Waren erstehen. Daher liegen die Lachsfischereien und Konservenfabriken alle inmitten gröfserer Indianerdörfer, da der eigent-

liche Fang von den Eingeborenen betrieben wird. Dieselben werden mit Wertmarken bezahlt, für welche sie ihre Bedürfnisse von dem Händler beziehen. Auf solche Weise ist es möglich, die Fischerei mit aufserordentlich geringem Kapitalaufwande zu betreiben. Die Beeinflussung des Indianers geschieht weit mehr von diesen Zivilisationszentren aus, als durch Missionen. Eine Reihe von Stämmen hat sich aber selbst von diesem Einflusse frei zu halten gewufst, so besonders die Kwakiutl des nördlichen Vancouver Island.

Die eingeborene Bevölkerung der Küste zerfällt in eine ungemein grofse Zahl von Stämmen und die herrschende Sprachverwirrung ist nicht geringer als die in den Thälern Kaliforniens oder des Kaukasus gefundene. Den nördlichsten Teil der Küste haben die Tlingit inne, welche uns von Krause so ausführlich und treffend geschildert sind. Eng an dieses Volk schliefsen sich die Haida an, welche die Königin Charlotte-Inseln bewohnen. Den Skina und Nass River besetzen die Tsimschian, welche auch die westlichsten, der Küste vorgelagerten Inseln bis zum Milbank Sund inne haben. Die Sprache der Tsimschian wird in zwei wenig verschiedenen Dialekten gesprochen. Weiter im Süden folgt das Volk der Kwakiutl, welche vom Skina River bis zum Golf von Georgia wohnen. Das Volk zerfällt in zahllose Stämme, die sich aber der Sprache nach in drei Gruppen ordnen, deren Dialekte ziemlich erheblich von einander abweichen. Die Westküste von Vancouver Island haben die Nutka inne, während der südlichste Teil der Küste von Stämmen Selischer Abkunft bewohnt wird. Höchst auffallend ist die grofse dialektische Zersplitterung dieses Sprachstammes. Die Selischen Sprachen greifen über das Küstengebirge über und werden im ganzen Innern von Britisch-Columbien, in den angrenzenden Teilen von Montana, Idaho, Washington Territory, und an der Küste fast bis zum Columbia River gesprochen. Im Innern des Landes werden nur zwei Hauptdialekte gesprochen, das Shushwap und Kalispelm; an der Küste dagegen ist die Sprache in eine Unzahl von Dialekten zersplittert, von denen acht allein in Britisch-Columbien gesprochen werden. An diese reiht sich noch das Bilchula an, ein abgesprengtes Glied der Selischen Sprache, welches am Bentinck Arm nud Dean Inlet gesprochen wird.

Aus der Thatsache, dafs die Völker dieses Gebietes einer grofsen Zahl von Sprachstämmen angehören, läfst sich schliefsen, dafs ihre scheinbar so einheitliche Kultur das Resultat einer langen Entwicklung ist, und in der That zeigt ein eingehenderes Studium, dafs die Spuren des Entwicklungsganges wohl zu verfolgen sind.

Bekanntlich sind die Küstenstämme durch einen hochentwickelten Kunstsinn, welcher in ihren zahllosen Schnitzereien und Malereien zum Ausdrucke kommt, ausgezeichnet. Alle verwenden grofse Sorgfalt auf den Bau ihrer Häuser und Boote, welche charakteristisch für ihre Kunstfertigkeiten sind. Die Häuser der nördlicheren Stämme bilden ein

Quadrat von etwa 20 m Seitenlänge. Die Wände bestehen aus Brettern, welche an ein starkes Gerüst gebunden sind. Die Pfosten, welche das Dach tragen, sind schön geschnitzt und stellen das Wappen des Hauseigentümers dar. Den Wänden entlang läuft eine erhöhte Umwallung, auf welcher kleine Verschläge gebaut sind, die als Schlafzimmer dienen. Jede Ecke des Hauses wird von einer Familie bewohnt, deren Abteilung mit Matten verhängt ist. Ein ungeheurer Holzsessel, grofs genug um eine ganze Familie aufzunehmen, steht in jeder dieser Abteilungen vor einem hell flackernden Holzfeuer. Rauch erfüllt das ganze Haus und zieht nur langsam durch ein kleines Loch im Dache ab. Die Häuser der südlichen Stämme zeichnen sich nur durch gröfsere Länge vor den eben beschriebenen aus.

Die Vielheit des Ursprunges der Kultur dieser Stämme erweist sich am deutlichsten aus der Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen, welche trotz gegenseitiger, langfortgesetzter Beeinflussung der Stämme noch auf das deutlichste hervortritt. Wie die meisten Indianerstämme, sind auch die Bewohner der Nordwestküste in Geschlechter eingeteilt, welche zumeist Tiere als Wappen führen. Die genannte hochentwickelte Kunst, welche die Stämme dieses Gebiets so hervorragend auszeichnet, beschränkt sich auf Darstellungen der Wappentiere und Geister, oder auf Schildereien von Mythen, welche Bezug auf die Geschlechter haben. Daher ist auch die Kunst der Nordwestamerikaner ohne eine Kenntnis ihrer Geschlechtseinteilung und ihrer Mythen ganz unverständlich. Das ganze Leben des Individuums sowohl, wie des Stammes, ist von Vorschriften, welche auf der Geschlechtereinteilung begründet sind, beherrscht. Jedes Geschlecht besitzt einen Teil des Stammesgebiets als Eigentum, auf dem ihm das ausschliefsliche Recht zu jagen, zu fischen und Beeren zu sammeln zusteht. Aufserdem besitzen gewisse Geschlechter wichtige Handelsgerechtsame. So steht einem Tlingitgeschlecht das ausschliefsliche Recht zu, mit den Stämmen des Binnenlandes zu verkehren. Erst vor zwei Jahren löste die Hudson-Bay-Company das gleiche Recht von einem Tsimschian-Geschlechte, welche den Skina River beherrschte, ab. Die Geschlechter haben verschiedenen Rang und die hieraus erwachsenden Vorrechte werden auf das allerstrengste gewahrt. Solche Vorrechte beziehen sich besonders auf gewisse Feste, die nur von bestimmten Geschlechtern gefeiert werden dürfen, auf die Ordnung der Sitze und Reihenfolge der Bedienung bei allgemeinen Festen; zu leistende Dienste und Abgaben und ähnliches mehr.

Die Küstenvölker können nun in zwei Gruppen getrennt werden, von denen die nördliche die Tlingit, Haida und Tsimschian umfafst, und welche ihre Südgrenze am Milbank Sund findet. Unter den Völkern dieser Gruppe ist der Stamm in zwei, drei oder vier Geschlechter geteilt, welche Tiernamen haben und gewisse Tiere als Wappen führen.

Die Geschlechter sind exogamisch, das heifst Mitglieder desselben Geschlechtes dürfen einander nicht heiraten. So darf ein Mitglied des Rabengeschlechtes unter den Haida nicht ein Mitglied des Rabengeschlechtes unter den Hēiltsuk heiraten, obwohl beide natürlich gar nicht blutsverwandt sind. Das Kind gehört stets dem Geschlechte der Mutter an und steht unter dem Schutze seiner Oheime mütterlicherseits. Die gesellschaftliche Gliederung der südlicheren Stämme ist eine ganz andere. Jeder Stamm ist in viele Geschlechter geteilt, die aber nicht bei mehreren Stämmen gleich sind, sondern jedem Stamm einzeln angehören. Nur wenige dieser Geschlechter haben Tiere als Wappen; die meisten leiten ihren Ursprung von sagenhaften Ahnen ab und ihr Wappen bezieht sich auf gewisse Heldenthaten dieser Ahnen. Noch weiter im Süden fällt der Begriff von Geschlecht und Dorfgemeinschaft fast zusammen, indem die Nachkommen eines Ahnen gemeinschaftlich ein Dorf bewohnen, das Besitzrecht über einen gröfseren Landstrich behaupten und das Vorrecht haben, gewisse Masken und Schnitzereien ausschliefslich zu gebrauchen. Bei all diesen Stämmen gehört das Kind dem Geschlechte des Vaters an. Diese Thatsachen beweisen auf das deutlichste, dafs die Kultur der Völker der Nordwestküste Amerikas vielfachen Ursprungs ist, und es ergiebt sich hieraus die anziehende Aufgabe, zu untersuchen, auf welche Quellen die Bestandteile dieser Kultur zurückzuführen sind. Eine Untersuchung der Sprachen lehrt, dafs dieselben der Form nach in drei Gruppen zusammengefafst werden können. Haida und Tlingit bilden die erste Gruppe, welche durch grofse Armut der Flexionen gekennzeichnet wird. Das Tsimschian bildet eine zweite Gruppe, die wesentlich dadurch charakterisiert wird, dafs alle Begriffe verbal aufgefafst werden. Die dritte, südlichste, Gruppe umfafst das Kwakiutl, Nutka und Selish. Sitten und Bräuche haben überall die sprachlichen Grenzen durchbrochen und wir finden sogar bei einem Volk, den Kwakiutl, beide grofsen gesellschaftlichen Systeme, welche wir vorher kennen lernten, vertreten. Die nördlichen Stämme der Kwakiutl gehören noch der Gruppe mit matriarchischem System an, während die südlicheren Stämme patriarchisches System haben, allerdings in eigentümlicher Form. Das Kind erbt vom Vater, aber wenn der Sohn heiratet, erwirbt er alle Vorrechte des Geschlechtes seiner Frau und wird ein Mitglied dieses Geschlechtes. Daher gehören seine Kinder dem Geschlechte an, in welches er hineingeheiratet hat, obwohl sie von dem Vater erben.

Bei demselben Volke ist eines der wichtigsten Vorrechte der Geschlechter die Mitgliedschaft bei gewissen Geheimbünden, von denen es eine beträchtliche Anzahl giebt. Das Recht, Mitglied eines Geheimbundes zu werden, erreicht man durch Heirat der Tochter eines älteren Mitgliedes und darauf folgende Einweihung. Die Existenz der Geheimbünde wird von dem Stamme als solchem als eine ehrenbringende

Auszeichnung betrachtet und daher wird sorgfältig darüber gewacht, daſs die Bünde durch zweckmäſsige Heiraten fortgepflanzt werden. Wenn einmal der Häuptling eines Geheimbundes, der allein in alle Geheimnisse desselben eingeweiht ist, keine Tochter haben sollte, so wird eine Scheinheirat eines seiner Söhne mit einem anderen Häuptlingssohne vollzogen und der letztere gewinnt so die Häuptlingswürde des Geheimbundes. Da diese Bünde von groſser Wichtigkeit im Leben der Stämme der Nordwestküste sind, sei es mir verstattet, mit kurzen Worten einige derselben zu schildern. Während der Tanzzeit im Winter teilt sich bei den Kwakiutl der ganze Stamm in mehrere Gruppen, welche jede ihre eigenen Feste haben. Die wichtigste dieser Gruppen, welche Mēemqoat genannt wird, umfaſst fünf Geheimbünde, den Hāmats'a, den Haokhaok, den Hāmaa, den Grizzlybären und den Nutlematl. Mitglieder des Stammes, welche keinem Geheimbunde angehören, ordnen sich in Alters- und Geschlechtsklassen: die alten Männer, die alten Frauen, die jungen Männer, die jungen Mädchen, die Kinder. Ferner bilden die Häuptlinge eine gesonderte Klasse. Der Winter vergeht nun unter fröhlichen Tänzen und Gesängen, welche aber durch die unheimlichen Feste der Geheimbünde unterbrochen werden. Häuser, in welchen diese ihr Wesen treiben, sind tabud und werden durch cederbastumwundene Pfähle kenntlich gemacht. Jeder Geheimbund ist an der eigentümlichen Anordnung des Cederbastes kenntlich. Bei weitem der meist gefürchtete ist der Bund der Hamats'a, d. h. der Fresser. Nachdem der Hamats'a durch einen eigentümlichen langsamen Tanz sich in Extase versetzt hat, stürzt er sich auf einen der Zuschauer und beiſst oder schneidet ein Stück Fleisch aus seinem Arme oder einem anderen Körperteile. Bei einem anderen Tanze des Hamats'abundes werden menschliche Leichen zerrissen und Teile des Fleisches verschlungen.

Unzweifelhaft gehörten diese Geheimbünde ursprünglich nur den Kwakiutl an und haben sich von ihnen aus über die Nachbarstämme verbreitet. Man erkennt dieses daraus, daſs dieselben nur bruchstückweise bei den fremden Stämmen bekannt sind und zudem fast überall Namen führen, die aus dem Kwakiutl entlehnt sind. So haben die Catloltq von Comox den Geheimbund des Hāmats'a und benennen ihn auch mit diesem Namen. Statt des Zerreiſsens menschlicher Leichen hat man dort aber künstliche Leichen bei dem Tanze eingeführt, welche hergestellt werden, indem man Fleisch von Fischen an menschliche Knochen befestigt. Die Tsimschian haben vier Geheimbünde, unter ihnen den der Hāmats'a von den Kwakiutl entlehnt, doch ist der Gebrauch auf wenige Geschlechter beschränkt, welche ihn vor etwa 200 Jahren durch Heirat von den Kwakiutl erworben haben. Bruchstücke der Kwakiutl-Tänze finden sich unter den Kwakiutlnamen noch südlich bis zum Columbia-Flusse.

Diese Thatsachen beweisen auf das allerdeutlichste, dafs in der Entwicklung der gegenwärtigen Sitten und Bräuche der nordwestamerikanischen Küstenvölker die Kwakiutl von ganz mafsgebendem Einflusse gewesen sind.

Auch die übrigen Feste sind auf das engste mit der sozialen Gliederung dieser Völker verbunden. Mit Tanz verbundene Feste werden das ganze Jahr hindurch gehalten, da dieselben ein Mittel sind den Rang und das Ansehen des Festgebers zu erhöhen. Es sei mir verstattet, ein solches Fest, dem ich in Nauette, einem Dorfe nahe der Nordspitze von Vancouver Island, beiwohnte, zu schildern.

Schon früh am Morgen begannen die Vorbereitungen. Junge Männer fuhren mit Tagesanbruch aus und kehrten gegen 9 Uhr zurück, schwere Stämme hinter ihren Booten herschleppend, welche zerschlagen und als Brennholz aufgeschichtet wurden. Im Hause des Häuptlings wurden die Matten, welche die einzelnen Abteilungen bilden, fortgenommen, und der Boden wurde gefegt. Ein grofser Stofs Holz wurde in der Mitte des Hauses aufgehäuft und angezündet. Getrocknete Heilbutten und Fischöl wurde aus den Vorratsräumen geholt und in grofsen Holzkesseln zubereitet. Endlich versammelten sich die Männer — Frauen sind von Festen und Versammlungen ausgeschlossen. — Sie waren in ihre besten Decken gehüllt, die Gesichter rot und schwarz bemalt. Ihr Haar war sorgfältig geordnet und mit Adler-Daunen bestreut. Die Ehrenplätze befinden sich im Hintergrunde des Hauses, hinter dem Feuer. Dort lassen sich die vornehmsten Gäste nieder während die andern nach Rang und Würde sich an dieselben anreihen, so dafs das gemeine Volk nahe der Thür sitzt.

Zuerst herrschte anständige Stille, bis der vornehmste Häuptling das Zeichen zum Anfange gab. In der Ecke des Hauses, nach hinten, safs ein Mann, dessen Amt es ist die Pauke zu schlagen. Diese, eine grofse, buntbemalte Kiste aus Cedernholz wird mit der Faust geschlagen und giebt einen tiefen, dumpfen Ton. Die Pauke begann, alle Gäste fielen ein, indem sie laut rhythmisch in die Hände klatschten. Die Häuptlinge trugen schöngeschnitzte Stäbe, mit denen sie Takt auf die Planken, vor denen sie safsen, schlugen. Dann begann der Vorsänger, dessen Amt es ist, Gesänge einzuüben und zu leiten, die Melodie und nach wenigen Takten fiel der ganze Chor ein. Denken Sie sich diese Scene! Das Indianerhaus mit seinen wunderlichen, rauchgeschwärzten Schnitzereien, die Ecken in tiefes Dunkel gehüllt, während das hell-lodernde Feuer die im Kreise umhersitzenden Gestalten unruhig erleuchtet. Die Männer in ihre besten weifsen Decken gehüllt sitzen flach auf dem Boden. Das lang herabfallende Haar ist mit bunten Kopftüchern zurückgebunden. Die Gesichter sind rot und schwarz bemalt, je nach dem Geschlechte, welchem der einzelne angehört. Alle sitzen weit vornübergebeugt, mit gröfstem Eifer und offenbar zur höchsten

inneren Befriedigung Takt schlagend. Der Vorsänger schreit über diesen Lärm den Text der Verse vor, die der Chor dann nachsingt. Es ist höchst interessant wie genau der grofse Chor, der doch aus 60 bis 100 Männern besteht, die schwierigen Rhythmen einhält. Dieses ist nur dadurch möglich, dafs der Vorsänger allmorgentlich mit den Knaben und jüngeren Männern die Gesänge einübt, während die älteren schon durch die häufigen Feste in Übung erhalten werden. Vier solche Lieder werden gesungen, ehe das Festessen, das auch einen unumgänglichen Teil der Ratsversammlungen bildet, beginnen darf. Vier ist nämlich die heilige Zahl der Indianer. Während des Gesanges kocht ein Sklave das Essen unter Aufsicht des Wirtes, dann wird dasselbe in bereitgehaltene Schüsseln gefüllt und den Gästen dem Range gemäfs vorgesetzt. Das Mahl wird in Stille verzehrt.

Wenn keine besondere Beratungen gepflogen werden und der Zweck der Feier nur ein geselliger ist, so erhebt sich nach dem Mahle einer der Gäste und preist in schwungvoller Rede die Thaten des Wirtes, seinen Rang und Adel und die Gröfse seiner Vorfahren. Hierauf erhebt sich der Wirt und spricht seinerseits einen Dank an die Gäste aus. Hierbei herrscht ein recht merkwürdiger Brauch. Links von der Thüre des Hauses steht eine geschnitzte Figur mit ausgehöhltem Rücken und offenem Munde, der die Gestalt eines Sprachrohrs hat. Die Figur stellt einen Ahnen des Hauseigentümers dar. Derselbe tritt nun hinter die Figur und redet durch das Sprachrohr hindurch, als sei er selbst der Ahne. Bei einigen Familien erscheint er auch wohl maskiert und spricht, nachdem er einen Tanz aufgeführt hat, durch den Mund der Maske.

Ist das Festessen vorüber, so folgt häufig ein Tanz, besonders wenn es gilt einen angesehenen Gast zu feiern. Alsdann nimmt die Hausfrau Platz nahe dem Feuer, welches sie beständig mit Thran nährt, um das Haus heller zu erleuchten. Die Tänzer versammeln sich im Freien und schlagen Takt mit Fäusten und Stäben auf den Wänden der Häuser. Langsam nähern sie sich, indem sie das Tanzlied singen. Ich erinnere mich lebhaft des Eindruckes eines solchen Tanzes. Plötzlich ward die Thüre des Hauses aufgerissen und die Tänzer erschienen, voran der Häuptling. Die Wände erzitterten unter den schweren Faustschlägen der herannahenden Tänzer, die nun einzeln eintraten. Dem Häuptlinge folgten zwei Tänzer, die Wolldecke um die Hüften gewunden, den Oberkörper nackt. Eine Holzschnitzerei, welche eine doppelköpfige Schlange vorstellte, trugen sie als Gürtel, Kränze aus Tannenzweigen auf dem Kopfe und um den Hals. In der Rechten schwangen sie Stöcke mit bunten, flatternden Bändern geschmückt. In der Linken trugen sie Bogen und Pfeile. Ihr Haar war mit Seehundsfell zurückgebunden und mit roten Federn geschmückt. Ihr Gesicht war schwarz bemalt. Demnächst erschienen zwei Männer in weifse

Wolldecken gekleidet, mit ausgestopften Ottern als Kopfschmuck. Ihnen folgte ein Tänzer mit schellenbesetzter Tanzschürze, unter der er eine Rassel verborgen hielt. Dann stürzte der Rest der Tänzer herein und bildete einen weiten Kreis um die Männer mit den Schlangengürteln. Nun begann ein wilder Sang, in den der Chor bald einfiel. Die umstehenden Zuschauer wurden höchst aufgeregt und begannen ihrerseits um die eigentlichen Tänzer umherzutanzen.

Nachdem der erste Tanz vorüber war, wurde draußen wiederum Lärm gehört. Die Thür öffnete sich, und zwölf Knaben traten ein, ganz nackt, die kleinen Körper mit Kalk bestrichen und mit roten und schwarzen Figuren bemalt. Ihr Haar war mit einer Mischung aus Öl und Kreide bestrichen und sah aus wie die Borsten einer Bürste.

Ich will endlich noch mit kurzen Worten auf die Mythen der Völker von Britisch Columbien eingehen, um zu zeigen, daß sich noch heute die Spuren einer Vergangenheit erhalten haben, in welcher jedes der Völker eine selbständige Kultur und selbständige Ideenkreise besaß. Wie überall in Amerika finden wir auch hier als wichtigsten Gegenstand der Verehrung die Sonne. Bei den Tlingit und Haida spielt aber neben ihr der Rabe eine höchst wichtige Rolle. Er erschuf Sonne, Mond und Sterne, die Erde und die Menschen. Es werden so viele Geschichten von ihm erzählt, daß man sagt, das menschliche Leben sei nicht lang genug, um alle zu erzählen. Je weiter man nach Süden fortschreitet, um so unwichtiger wird die Rolle, die der Rabe in den Legenden der Indianer spielt, und daher glaube ich, daß die Rabenmythen ursprünglich den nördlichen Stämmen angehört haben. Die Tsimschian haben gleichfalls eine Reihe von Rabensagen, aber Untersuchungen über ihre Mythologie bewiesen, daß sie ursprünglich den Himmel anbeteten, und daß Sterne, Bäume und Tiere als Vermittler zwischen dem Himmel und den Menschen dienten. Mit diesem Vorstellungskreise ist der Rabenmythus vermengt, und wir finden überall das Bestreben, die widerstreitenden Kreise zu einem zu vereinigen und die göttliche Macht des Himmels und des Raben gleichmäßig zu betonen. Daher tritt hier der Rabe als Enkel des Himmels auf. Die Mythen der Kwakiutl beziehen sich vorwiegend auf die früher besprochenen Geheimbünde oder sind Ahnensagen. Auch in dieser Beziehung weichen dieselben stark von denen der Nachbarvölker ab. Außerdem haben sie eine merkwürdige Sage von einem Sohne der Gottheit, Kanikila mit Namen, welcher die ganze Welt durchwanderte und dieselbe von Ungeheuern befreite. Die gleiche Sage findet sich auch im Süden bei den Selischen Stämmen, doch ist bei ihnen der Wanderer die Gottheit selbst. Ihre hauptsächlichsten Mythen beziehen sich auf Sonne und Mond, welche meist als Brüder betrachtet werden.

Eine Bekanntschaft mit den Sagen der Indianer verleiht dem Reisen in Britisch Columbien einen besonderen Reiz. Wie oft hört man den

Touristen beklagen, dafs in Amerika der Mangel historischer Erinnerungen das Interesse an den schönen Landschaften beeinträchtige. Der Reisende, welcher sich die Mühe giebt in den Gedankenkreis der Eingeborenen einzudringen, wird wahrlich nicht in diese Klage einstimmen. Mit gröfster Freude erinnere ich mich mancher Fahrt im buntbemalten Kanoe, wenn mein indianischer Führer des Erzählens kein Ende wufste. Jener Gipfel war es, welcher bei der allgemeinen Sintflut allein aus den Wassermassen hervorragte und von dem aus die Erde wieder bevölkert wurde; hier war die Schlacht, in welcher die Steinriesen von kühnen Indianern überlistet und erschlagen wurden. Eine gefährliche Stromschnelle, von den Gezeiten in den engen Meeresstrafsen gebildet, erinnert an den Gottessohn, welcher hier ein besiegtes Seeungeheuer im Meere versenkte. Ein jeder merkwürdige Ort ist von der Sage umwoben.

Lassen sie uns zum Schlufs noch mit wenigen Worten die voraussichtliche Zukunft dieser Indianer besprechen. Wir sehen hier reichbegabte Völker unter verhältnismäfsig günstigen Bedingungen gegen das Andringen der Europäer kämpfen. Ihre ethnographische Eigentümlichkeit wird in sehr kurzer Zeit dem Einflusse der Europäer erlegen sein, und je rascher die Eingeborenen sich in die veränderten Verhältnisse fügen, um so besser sind ihre Aussichten in dem Wettkampfe mit den Weifsen. Man kann schon jetzt sagen, dafs die Kwakiutl, welche sich vollständig gegen die Europäer abschliefsen, einem sicheren Untergange geweiht sind. Als Arbeitskräfte haben sich gewisse Indianerstämme bereits unentbehrlich gemacht, und ohne dieselben würde die wirtschaftliche Entwickelung der Provinz eine schwere Schädigung erfahren. Wenn es gelingt, ihr Leben hygienisch besser zu gestalten, so dafs der verderblichen Kindersterblichkeit gesteuert wird, und wenn die Bemühungen der kanadischen Regierung, sie zu selbständigen Produzenten zu machen, von Erfolg gekrönt sind, so dürfen wir hoffen, hier dem traurigen Schauspiele des gänzlichen Unterganges reich begabter Stämme zu entgehen.